

Ulrich Laepple

Anteil haben am „Kreislauf des Segens“

Anwaltschaft für die Armen in Theologie und Gemeindepraxis

I. „Was hat das mit Gemeinde zu tun?“

Im kleinen S-Bahnhof eines gut bürgerlichen Stadtteils liegen in einer bitterkalten Winterphase zwei Obdachlose in ihren Schlafsäcken auf dem Boden. Hunderte von Passanten müssen – vor allem morgens und abends – einen Bogen um sie machen. Zwei, drei Tage lang geht das so. Dann siedeln sich die beiden (vielleicht nach einer Aufforderung von offizieller Seite) an einer unauffälligeren Stelle, unter der Brücke, an. Ich nehme Kontakt auf und erfahre über mehrere Wochen viel aus ihrem Leben – Zerwürfnis mit der Herkunftsfamilie, Kriminalität, Knast, Alkohol, Scheidung, Verlust der Arbeit, Zusammenbruch des seelischen Korsetts, Platte. Sie brauchen Essen, sie brauchen Wärmflaschen, Decken, auch Alkohol (wer weiß, auf welchen Wegen sie den immer wieder kriegen), und wenn sie klar im Kopf sind, sind sie aufgeschlossen für Gespräche. Irgendwann braucht der eine dringend ärztliche Hilfe.

Im ganzen war es eine Geschichte, aus der ich mehr Lektionen über Diakonie gelernt habe als aus manchen Büchern - übrigens eine Geschichte mit immer wieder beglückenden Momenten von Nähe, fast freundschaftlichem Vertrauen und gegenseitigem Verstehen. Aber hier soll nur die Frage interessieren: Was haben zwei Obdachlose in einem S-Bahnhof mit der christlichen Gemeinde am Ort zu tun?

„Nichts“, sagte der zuständige Pastor. Es gebe doch eine Obdachlosenbetreuung von der kreiskirchlichen Diakonie. „Nichts“, sagten auch Gemeindeglieder. Es gebe ja Heime für solche Leute, da könnten die beiden hin – und gaben nur widerwillig eine Wärmflasche oder Decke heraus. (Übrigens wollten die beiden partout nicht in ein Heim!) „Selber schuld“, dachten die meisten, und empfanden sie als eine Zumutung.

Das waren sie auch. Aber in welcher Weise?

Sie konfrontierten unverstellt mit der Tatsache, dass es in unserer Gesellschaft Armut und Verelendung gibt. Sie provozierten Gefühle der Hilflosigkeit. Sie waren Stellvertreter für einen gesellschaftlichen Riss, für einen Abgrund, von dem jeder wusste, dass es ihn gibt, den aber verständlicherweise niemand gerne an sich heranlässt. Auch eine Gemeinde nicht.

Die Zusammenarbeit mit der kreiskirchlichen Diakonie war übrigens in der Tat hilfreich. Und als einer von den beiden in ein Krankenhaus musste, hat der evangelische Verwaltungschef es auf seine Kappe genommen, dass der Patient noch ein paar Tage länger bleiben durfte, bis die Kältewelle abebbte. Auch zwei Familien in der Nachbarschaft und manche andere halfen. So bildete sich ein halbwegs zuverlässiges Netz, das die beiden umgab.

Unzuständig?

Aber die Gemeinde? Sie erklärte ihre Unzuständigkeit. Die Gründe dafür dürften in dem liegen, was ein Dozent einer Ev. Fachhochschule für Gemeindepädagogik und Diakoniewissenschaften so beschreibt: „Bei Lehrveranstaltungen zum Thema ‚Gemeindediakonie‘ mache ich die Erfahrung, dass die Studierenden Gemeindepraxis und Diakonie nicht miteinander verbinden. Der Begriff ‚Diakonie‘ wird ausschließlich mit Hilfeorganisationen jenseits der Gemeinde in Zusammenhang gebracht. ... Nicht so sehr die

Sache als vielmehr der Begriff der Diakonie scheint aus vielen Gemeinden ausgewandert zu sein. Wofür man aber keine Sprache hat, das bleibt unbegriffen und findet schließlich gar nicht mehr statt.“ (G. K. Schäfer, Diakonie in der Ortsgemeinde, in: Lernort Gemeinde 2, 2003, S.18)

Mittelschichtmilieu und Entdiakonisierung

Die „Denkschrift des Rates der EKD zur Armut in Deutschland“ (2006) stellt zutreffend fest: „Ärmere Menschen sind in vielen christlichen Gemeinden in Deutschland wenig oder gar nicht sichtbar... Insgesamt gesehen speisen sich gegenwärtig die christlichen Gemeinden eher aus einem – regional sehr unterschiedlich ausgeprägten – Mittelschichtmilieu, das sich im Bildungsniveau, Lebensstil und im ganzen Verhalten deutlich gegen andere Milieus abgrenzt“ (Nr. 137). Es ist eine bedrängende Frage, warum dies so ist, wo doch eine (bewusste oder unbewusste) Blickverengung auf ein sozial stabiles Mittelschichtmilieu schwerlich im Einklang mit dem steht, was wir in den Evangelien an Jesusgeschichten und Jesusworten lesen.

Überholte Arbeitsteilung

Man hört immer wieder die Klage, dass sich die Diakonie aus den Gemeinden weg- und zu diakonischen Institutionen (Diakoniestationen, Beratungsstellen etc.) hinbewegt habe. Doch die andere Seite der Medaille ist, dass man aus der Sicht der Ortsgemeinde nicht selten darüber erleichtert ist, dass die sozialarbeiterische Diakonie die Interessen „dieser anderen“ vertritt und die Arbeit für sie tut, derer also, die aus dem durchschnittlichen Sozialgefüge herausgefallen sind: Obdachlose, Heimatlose (Asylanten), Arbeitslose, Insolvente, Arme.

Doch diese Arbeitsteilung ist je länger desto mehr unrealistisch, und zwar aus einem doppelten Grund:

- Armut wächst in unserem Land. Sie ist auch für Gemeinden, die sich nicht in einem sozialen Brennpunkt befinden, kein Randphänomen mehr; vielmehr ist sie in ihrer Mitte angekommen. Ein „suchendes, scharfes Auge der Liebe“ (Wichern) würde sie jedenfalls entdecken können und sich nicht vormachen lassen, dass, weil Armut sich aus Scham gerne verbirgt, sie nicht vorhanden wäre.
- Dieses Anwachsen von Armut als ein „Zeichen der Zeit“ muss die Kirche auf den Plan bringen: Erstens in ihrer Anwaltschaft zugunsten der Armen im Sinne eines sozialen Wächteramts der Politik gegenüber, zweitens aber auch auf der Ebene der Gemeinden in der je eigenen örtlichen sozialen Landschaft. Dort kann sie Angebote machen mit den Möglichkeiten und der Kompetenz eines Beziehungsnetzes vor Ort - auch in Partnerschaft mit öffentlichen, etwa städtischen Einrichtungen.

II. Das Recht des Armen und der Sozialstaat

In den Rechtsbüchern des Alten Testaments - besonders im Deuteronomium (5. Buch Mose) - ist das Armutsthema kein Almosenthema, keine Angelegenheit von Wohltätigkeit nur, sondern des Rechts. In diesen frühen Entwürfen eines sozialen Netz- und Regelwerks geht es „um die rechtlich gesicherte Teilhabe am Segen, die zugesicherte Gewissheit, dass der Segen allen gilt und alle Anspruch darauf haben“. Anders gesagt: Es geht um gesicherte Teilhabe am „Kreislauf des Segens“ gerade für die Armen und Ausgelieferten (F. Crüsemann in einer Bibelarbeit anlässlich der EKD-Synode am 6.11.2006). Der Arme wird in diesen Kreislauf des Segens hineingenommen im Zusammenhang des Erlassjahrs (Dtn.15,7-11), in der Teilgabe an den religiösen Festen (16,15), durch einen solidarischen Umgang mit Zins (23,21) und mit Pfand (24,13.19).

Das Stichwort „Segen“ wirft ein bezeichnendes Licht auf unser aktuelles Armutsproblem in Deutschland: Wir stehen in unserem Land ja nicht vor der Aufgabe, einen *Mangel* gerechter zu verteilen. Wir stehen vielmehr davor, angesichts eines immer größeren Reichtums die Verteilung von vorhandenen Gütern - also von Segen - gerechter zu regeln. Man wird darum nicht umhin kommen, die im Alten Testament geübte wie bei Jesus scharf formulierte Reichtums-Kritik („Wehe euch Reichen!“, Lk.6,24) auf die aktuelle Armutsdebatte in Deutschland zu beziehen (vgl. Spr. 30,8.9; Jer. 9,22; Ps. 73,12; Lk. 18,23f; Jak. 2,5ff; 5,1; Mt. 19,23ff). Nicht so, dass in der Bibel Besitztum und Güter an sich desavouiert würden, aber so, dass die Gemeinwohlorientierung von Einkommen und Besitz zur Rechtsforderung wird.

Wenn die Bibel „die Armen“ und ihr Ergehen in der Perspektive des Rechts betrachtet, tut sie es anschaulich und differenziert. Die Armen kommen als Witwen und Waisen, als Sklaven und Entrechtete, als Hungernde, Dürstende, Verfolgte und Flüchtende, als (oft aus wirtschaftlichen Gründen) Prostituierte und als (oft unter Steuergesetzen) Ausgebeutete, teils als Völker, teils als Einzelne in den Blick - in Erzählungen, in Rechtssatzungen oder in prophetischer Kritik.

Die Armut Christi

Als Spitze solcher Aussagen findet die Anwaltschaft Gottes für die Armen ihre Zusammenfassung im Werk Jesu Christi selber: „Denn ihr erkennt die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, dass er, da er reich war, um euretwillen arm wurde, damit ihr durch seine Armut reich würdet“ (2.Kor.8,9). Es ist bemerkenswert, dass dieser theologische Zentralsatz über die „Armut Christi“ die nur scheinbar „profane“ Bitte des Paulus an die Korinther untermauert, sich doch an der Armenkollekte für die Jerusalemer Gemeinde zu beteiligen. Unmissverständlicher als mit dem Verweis auf den Kern der Christologie, also auf das Erlösungswerk Christi, kann man keine Armuts-Ethik begründen.

Politische Diakonie

Die Anwaltschaft für die Armen ist durch Kirche und Diakonie auf vielerlei Weise durch öffentliche Stellungnahmen, durch Armutsuntersuchungen und Positionspapiere ausgedrückt worden. Diese Papiere zielen nicht zuletzt darauf ab, den Staat an seine verfassungsmäßige Verantwortung zu erinnern. Er soll wirklich Sozialstaat sein und politische Instrumente bereitstellen, die die Armutsrisiken verringern und Armut auffangen helfen. Es geht hier also um verlässliches Recht, nicht um punktuelle Barmherzigkeit. Der Staat kann und soll kein barmherziger Wohltäter sein, sondern Installateur eines nach menschlichem Ermessen weitestgehend gerechten und verlässlichen sozialen Regelwerks. Hier ist juristische und ökonomische Kompetenz vonnöten, die in unseren Diakonischen Werken oft beeindruckend vorhanden ist und auch aus den Gemeinden heraus Respekt verdient.

„Amerikanische Verhältnisse“?

Welche Stellung kommt den kirchlichen und gemeindlichen Armutsprojekten in diesem Rahmen zu? Hans-Jürgen Benedict weist auf einen ernst zu nehmenden Widerspruch hin, den wir unter gemeindediakonischen Gesichtspunkten reflektieren sollten: „(Wir haben) einerseits eine erstaunliche Zunahme zivilgesellschaftlichen Engagements und auch eine beachtliche Zunahme von Selbsthilfe der Betroffenen, andererseits den Rückzug des Staates aus diesen Bereichen. Der Staat rechnet inzwischen fest mit diesen ehrenamtlichen Initiativen.“ („Wie ist die Armutsorientierung der Diakonie zu verwirklichen?“ in: Pastoraltheologie 95, 2006, S. 472)

Benedict spricht von „amerikanischen Verhältnissen“ und nennt als Beispiel die (aus Amerika stammende) Idee der „Suppenküchen“. Sie basieren auf dem Gedanken, nicht benötigte Lebensmittel von Handelsketten und Hotels den Bedürftigen und sozialen Einrichtungen zukommen zu lassen. Die Idee zündete: Viele Kirchenkreise und Gemeindeverbände über Konfessionsgrenzen hinweg haben sich für solche Projekte zusammengetan. „Bundesweit gibt es inzwischen“, schreibt Benedict, „über 400 Tafeln mit ca. 10.000 ehrenamtlichen Helfern und einem Dachverband. 800 Mitarbeiter arbeiten in festen und zeitweilig geförderten Stellen. 580 Tafelfahrzeuge transportieren die Lebensmittel. 50000 Tonnen überschüssiger Lebensmittel werden jährlich verteilt.“ (ebd. S. 470, vgl. auch www.tafel.de). H.-J. Benedicts These lautet: „Private Caritas erspart dem Staat erhebliche Kosten. Aber Barmherzigkeit, die nicht auf die Reintegration ihrer zeitweiligen Empfänger abzielt, grenzt diese gegen ihre Absicht weiter aus und trägt so zur sozialen Spaltung der Gesellschaft bei“ (ebd).

Diakonische Doppelstrategie

Damit nicht durch gut Gemeintes ein Schlechtes geschieht, bedarf es einer Doppelstrategie. Einerseits darf die Kritik am Skandal der gesellschaftlichen Verelendung durch Armut nicht verstummen. (Man bedenke: Jedes siebte Kind in Deutschland lebt in Abhängigkeit von Hartz IV!). Hier hat die Kirche den Auftrag, die Stimme der öffentlichen Prophetenkritik, in deren Tradition sich auch Jesus stellt, hörbar zu machen. Gleichzeitig kann man angesichts von offensichtlicher Armut von Hunderttausenden nicht warten, bis der Staat mit anderen öffentlichen Trägern zusammen die Hausaufgaben erledigt hat und das Armutsproblem aus der Welt schafft. Darum müssen wir – als Kirche und Diakonie, in Kirchenkreis und Gemeinde, als Gruppe, als einzelne und einzelner - also fantasievoll und energisch armutsorientierte Projekte vor Ort erfinden und unterstützen. Dies ist darum möglich, weil das Netz einer Gemeinde im Verbund mit Kirchenkreis und Diakonie einen breiten Reichtum an Ressourcen vorhält, zu denen neben bewährten *Hilfstrukturen* vor allem hilfsbereite *Menschen* mit ihrem Einsatz an Zeit, Kraft und Geld gehören.

Wie beides zusammenkommen kann – Strukturen und Menschen – kann folgendes erzählenswertes Beispiel zeigen:

Über die „Attendorfer Tafel“ wird berichtet, dass die Verteilung der Lebensmittel durch die Gemeinde in freundlich-familiärer Atmosphäre erfolgt, wobei das Angebot von Kaffee und Kuchen nicht nur die Wartezeit verkürzt, sondern zu einer Vielzahl von – auch seelsorgerlichen - Gesprächen führt. Durch diese Begegnungen „wächst zum einen die Erfahrung der Betroffenen, dass wirtschaftliche Not kein Einzelschicksal ist. Dadurch kann auch der Kontakt zu Drogenberatungsstellen, zu Obdachloseneinrichtungen oder zu Einrichtungen der Erziehungshilfe vermittelt werden. Ebenso bieten wir Unterstützung im Gespräch mit dem örtlichen Sozialamt, mit Vermietern und anderen an.“ (Christof Grote, Zur diakonischen Kompetenz christlicher Gemeinde. Ein Erfahrungsbericht, in: Diakonische Kirche, hrg. von A. Götzmann, Heidelberg 2003, S.176)

III „Suchen, was verloren ist“ – ein Kapitel Gemeindeaufbau

In Berlin ist derzeit auf Plakaten zu lesen: „*ene mene mu und arm bist du. Jedes fünfte Kind in Brandenburg lebt in Armut*“.

Nicht nur diese statistische Nachricht erschreckt. Der Zählreim, den wir aus Kindertagen kennen, weist auf das Tückische an der „neuen Armut“ hin: dass sie so plötzlich, gewissermaßen aus heiterem Himmel über uns kommen kann. Schon aus diesem Grund muss mit ihr gerade in so genannten Mittelstandsgemeinden gerechnet werden. Ganz kurzfristig eintretende Verarmung, etwa durch Entlassungen, wirft Menschen in notvolle Prozesse, die zu

einem allmählichen, manchmal auch plötzlichen Abrutschen von ganzen Familien in die Einkommensarmut führen, Familien, die vorher nicht „auffällig“ geworden waren.

Sie werden nun gewiss nicht zum Pfarrer gehen und sagen, sie seien in Not. Aber wenn wir für Armutswahrnehmung sensibel geworden sind, werden wir hellhörig, wenn die Tochter sich, vielleicht nach vier Jahren erfolgreichem Musikunterricht, plötzlich von ihm abmeldet. Wir werden uns entsprechend Gedanken machen, warum sie – ohne es recht zu begründen – nicht mit auf die Konfirmandenfreizeit fahren „will“.

Armut wird nicht immer so unverdeckt sein wie bei jenem jungen Mädchen aus einem sozialen Brennpunkt des Ruhrgebiets, die sich jeden Sonntagmorgen beim Kirchenkaffee satt isst, weil sie zu Hause kein Frühstück bekommt. In der Regel wird sich Armut vielmehr verstecken oder verdecken, d.h. nach außen Normalität walten lassen, so gut es eben geht. Darum ist es heute nötig, die Wahrnehmung zu schulen, und zwar auf allen Ebenen der Gemeindegarbeit: im Kindergarten, in der Jugendarbeit, auch in der Altenarbeit. Anzeichen von äußerer Verwahrlosung, jahreszeitlich unpassende Kleidung, anhaltende Traurigkeit, seelische Lähmung, Gesundheitsprobleme, Leistungsabfall sind Erscheinungsformen, die wir auf einen Armutsvorwurf hin prüfen sollten – durch eine nachgehende Seelsorge, eine aufsuchende Gemeindegarbeit, durch sensible Kontaktaufnahme.

Am Anfang war der Besuch

Es ist lehrreich zu sehen, dass in der urchristlichen Gemeindegarbeit *der Besuch in den Häusern* einen hohen Stellenwert hatte: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser: Waisen und Witwen in ihrer Drangsal (!) zu besuchen“ (Jak. 1,27). Aber auch die neuzeitliche Diakonie hat mit Besuchen in Wohnhäusern angefangen. Johann Hinrich Wichern, ihr Begründer, stieß dabei – im Zusammenhang seiner „Sonntagschularbeit“ in St. Georg in Hamburg – auf ein großes Elend, das ihn tief bewegte und seinen weiteren Weg der Gründung von „Rettungshäusern“ für Kinder bestimmte. In seinen ausführlichen Berichten (er führte über jeden Besuch genau Buch) zeigt sich seine scharfe Beobachtungsgabe. Ein Beispiel: „Wiese wohnt unter den Willers bei seinem Onkel. Entsetzliche Armut... Von seinen Eltern weiß ich nur, dass sie lange tot sind. Scheint unehelich. Es war heute (4. Januar 1833) bitter kalt. Kein Feuer im Ofen. Zwei zerbrochene Stühle. Für die vier Personen nur eine Kinderbettstelle mit Stroh... Als ich den fürchterlich aussehenden Wiese fragte: ‚Wo schläfst denn du?‘ zeigte er auf einen schmutzigen Sack mit einem Haufen Stroh...“ (J.H. Wichern, Sämtliche Werke IV, 1, S. 37)

Bis in die späten Schriften hinein spielen in Wicherns Denken die Worte „Suchen“, „Hingehen“ und „Aufsuchen“ eine herausragende Rolle. Denn Diakonie hat genauso am Sendungsbefehl „Geht hin...“ (Mt. 28,18ff) teil wie Evangelisation. Für beides – und für die Zusammengehörigkeit von beidem – steht der Name Johann Hinrich Wichern und seine „Innere Mission“. Und für beides verwendet er durchgehend die Begriffe „Rettung“ und „retten“, denkt also dabei ganz aus dem Geist Jesu heraus, der gekommen ist, um „das Verlorene zu suchen und zu retten“ (Lk.19,10). Von Wichern können wir lernen, dass zu einer diakonischen Gemeindegarbeit im Namen Jesu vor allem „Sucharbeit“ gehört, also die aufsuchende Bewegung hin zu den Menschen. Sie sucht die Verlorenen auch in Gestalt der Armen. Schon diese Bewegung hin zu ihnen macht Diakonie zu einer missionarischen Diakonie.

Überraschende Einsichten

Nach einem Besuchsprojekt in einem gut situierten Vorort Düsseldorfs resümierten die Mitarbeitenden nach Abschluss des Projektes erstaunt: „Wir wussten gar nicht, wer in

unserem Stadtteil alles wohnt“ – und meinten damit vor allem die schwierige soziale Situation von Gemeindegliedern, die sie bisher übersehen hatten. Darum sind breit gestreute Besuche bei unterschiedlichen Menschen der Gemeinde - durchgeführt von ehrenamtlich Besuchenden genauso wie von Hauptamtlichen einschließlich des Pfarrers und der Pfarrerin - von so großer Bedeutung. Es gehört für mich persönlich im Rückblick auf die Zeit als Gemeindepfarrer zu den schmerzlichen Versäumnissen, zwar die Jugendlichen im Unterricht, aber wenig die (distanzierten) Familien, in denen sie lebten, wahrgenommen zu haben. Damit bekam ich nur einen Bruchteil ihrer Wirklichkeit zu Gesicht und verschenkte zudem noch Kontaktmöglichkeiten. Durch bewusste Kontakt- und Besuchsarbeit werden wir auf soziale und seelische Not stoßen, mit der wir heute wieder zu rechnen haben.

IV. Ein diakonisches Klima in der Gemeinde gestalten

Die Bedeutung einer christlichen Gemeinde für den nahen Sozialraum, in dem sie selber einen Teil darstellt, kann nicht überschätzt werden, wenn sie bereit ist Not konkret wahrzunehmen, zu thematisieren und ihr etwas entgegenzusetzen.

Der Gottesdienst

Zunächst „thematisiert“ - nicht nur am Rande und in besonderen Aktionen, sondern in ihrer geistlichen Mitte, im Gottesdienst. Die Qualität einer *Predigt* ist nicht zuletzt an ihrem Realitätsbezug zu messen, daran, ob sie „Straße und Altar“, Wort und Tat, Heilung und Heil zusammen zu bringen vermag. Thematisieren im Gottesdienst hieße ferner: *Information* in Verbindung mit konkreter *Fürbitte* und die wiederum verbunden mit einem geistlichen, „liturgischen“ Umgang mit den *Kollekten* (z.B. Empfang der Gaben und Dank für sie am Altar).

Wir haben alle schon den Satz gehört: „Wir sammeln heute für die Diakonie der Gemeinde.“ Eine Ansage, wenn sie so allgemein bleibt, macht Diakonie zu einer nachrangigen Angelegenheit und belässt sie lieblos im Schatten der Undeutlichkeit. Anders die Bitte, die ich kürzlich im Zusammenhang einer Kollektenansage hörte: Man möge am Ausgang in einen besonderen Korb Geld einlegen, damit Kinder, deren Familien den Betrag für die Kinderfreizeit der Gemeinde nicht aufbringen können, mitfahren könnten. Diese Bitte war zugleich eine lehrreiche Information über einen sozialen Befund.

Räume und Zeiten

Nicht nur Worte, auch Räume einer Gemeinde thematisieren armutsorientierte Diakonie. Der Extra-Raum für den *Eine-Welt-Laden* zeigt die Nähe und das Sich-betreffen-Lassen von der Not und Ungerechtigkeit, unter der ferne Nächste leiden. Der besondere Ort für eine *Kleiderkammer* für Asylanten und andere sozial Benachteiligte spricht eine ebenso deutliche Sprache. Genauso tragen besondere Zeiten, in denen *Selbsthilfegruppen*, etwa Anonyme Alkoholiker, Gemeinderäume zur Verfügung gestellt bekommen, zu einem diakonischen Klima bei.

Initiativen der Liebe

Nicht selten begegnet man in Stadtmissionsgemeinden einer armutsorientierten Arbeit mit *arbeitslosen Menschen*. Sie kommen einmal in der Woche zum Erfahrungsaustausch zusammen, haben unter Anleitung eines zuständigen Mitarbeiters ein Programm mit Filmen, mit Ausflügen und mit Vorträgen zu Themen, die sie existenziell betreffen, bis hin zu Maßnahmen, sie wieder in Arbeitsprozesse einzugliedern.

Auch Jugendarbeit ist heute – angesichts von Jugendarbeitslosigkeit – vielerorts nicht mehr ohne die diakonische Dimension, ja ohne sozialarbeiterische Kompetenz zu denken. Das Weigle-Haus in Essen gründete in Kooperation mit anderen eine Autowerkstatt für schwervermittelbare Jugendliche. In einem Jugendhaus in Genthin beispielsweise werden Computerkurse und andere Fortbildungsmöglichkeiten angeboten, die Jugendliche mit geringem Schulabschluss qualifizieren.

Eine Jugendleiterin aus Denklingen beschreibt das diakonische Klima in ihrer Gemeinde so: „Gemeinde muss ein Lebensraum für Kirchenferne und für Sozialschwache sein. Sie ist ein Haus, zu dem alle eingeladen sind. Wichtig ist für die Jugendlichen: Ich habe eine ‚offene Tür‘ (zum Hereinkommen und wieder Hinausgehen). Dass dies sein kann und darf, ist Diakonie. Die Jugendlichen fallen schnell in Lächer, und wenn sie in Lächer fallen, kriegt man das mit. Wir sind dann aufmerksam und betend zur Stelle. Manchmal sprechen wir die Dinge auch offensiv an und begleiten sie. Hinzu kommen Botengänge: Sozialamt, Polizei, Asylantenbetreuung. Da sind wir ein Auffangbecken“ (aus: „mi-di“, Informationsschrift für Mission und Diakonie 1, 2004, S. 6).

„Arme, die doch viele reich machen...“

Laurentius, der im Jahr 258 in Rom den Märtyrertod erlitten hat, sollte, weil man meinte, er sei Hüter des Kirchenschatzes, dessen Versteck preisgeben. Er soll daraufhin auf Arme, Kranke und Krüppel gezeigt und gesagt haben: „Diese sind die Kinder des Lichts, der wahre Schatz der Kirche, ihr Gold und Edelstein.“

Es ist gewiss riskant, vom „Reichtum der Armen“ zu sprechen. Denn hier ist nichts zu idealisieren. Aber es gibt offenbar doch auch dieses: „Arme, die viele reich machen“ (2. Kor. 6,10). Ähnliches schwingt bei v. Bodelschwingh mit, der von seinen Schwerbehinderten in Bethel sagen konnte, sie seien „unsere Lehrer und Professoren“. Darüber nachzudenken, was von den so genannten Schwachen ausgehen kann und was sie den so genannten Starken geben können, erscheint mir notwendig. Denn ohne solche Gegenseitigkeit hindert Hilfe nicht nur an der „Eigenverantwortlichkeit“; sie würde vielmehr die Hilfe Empfangenden als Objekte noch weiter in die Selbstkrise der Wertlosigkeit drücken. Der „Kreislauf des Segens“ kommt erst da ganz zum Tragen, wo auch „der Arme“ die Chance hat, dem anderen – vielleicht sollte man sagen: dem anders Bedürftigen – etwas geben kann, ihm zum Segen zu werden (vgl. Dtn. 24,13).

Der Ruf zum Glauben braucht Glaubwürdigkeit

Die Diakonie einer Gemeinde lebt nicht vom Binnenblick, sondern stellt sich bewusst ins Gemeinweisen. Sie geht aus sich heraus, sie sucht „der Stadt (oder des Dorfes) Bestes“ (Jer. 29,7). Denn Ausstrahlung und Glaubwürdigkeit erlangt man nicht in der Nische. Eine Gemeinde wird, wie sich in vielen Fällen zeigt, von öffentlichen Einrichtungen der Stadt oder des Dorfes gerne als Partnerin angenommen, wenn man mit ihr kompetent und auf Augenhöhe kooperieren kann (Jugendamt, Beratungsstellen, Schulen etc.). Ihr ausstrahlendes diakonisches Klima wird Menschen anziehen - gerade auch solche, die zur Mitarbeit bereit sind. Einer auf solche Weise glaubwürdigen Gemeinde wird man auch den einladenden Ruf zum Glauben leichter abnehmen.

Wenn das *diakonische* Kraftfeld sich spürbar aus dem Auftrag Jesu Christi speist und das heißt gleichzeitig: gottesdienstlich verankert ist, wird es in, mit und unter dem Hilfehandeln auch zu einem *missionarisches* Kraftfeld werden – und umgekehrt. Die rettende Tat und das rettende Wort brauchen einander und verweisen aufeinander. Dann können Glaube, Hoffnung und Liebe miteinander gedeihen – bei allem Stückwerk, über das wir nicht hinaus kommen werden.